Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 527. **Montag** den 17. October 1898. **92. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Bekanntmachung.

Aus Anlaß des am 18. dieses Monats Vormittags stattfindenden Festzugs wird an genannten Tage die Reitzenhainer Straße von Vormittag ½11 bis etwa um 11 Uhr für den Fahrverkehr nach der inneren Stadt zu gesperrt.

Leipzig, am 14. October 1898.

Der Rath und das Polizeiamt der Stadt Leipzig.

D. R. 4506. Dr. Georgi. Bretschneider.

Die militairische und die politische Bedeutung der Schlacht bei Leipzig.*)

Die Bedeutung der Schlacht bei Leipzig liegt in militairischer Beziehung zunächst in der außerordentlich großen Zahl der Streitenden und in der Ausdehnung des Schlachtfeldes. Aehnliches hatte die Welt noch nicht gesehen und es ist seitdem auch nicht überboten worden. Jähns setzt in seiner Schrift „Die Schlacht bei Königgrätz" die Streitkräfte Napoleon's zu niedrig an. Bernhardi's Berechnung, die auf eine Vergleichung der verschiedenartigsten Quellen sich stützt, ergiebt für den 16. October 177 000 Mann. Die Verluste dieses Tages sind durch den Anmarsch Reynier's mit 13 800 Mann gewiß ersetzt worden. Es sind daher auch am 18. October mindestens 175 000 Mann in den französischen Stellungen versammelt gewesen, da man den abmarschirenden Bertrand doch noch ebenso gut in den Schlachtbereich einbeziehen muß, wie Giulay oder Yorck. Dann aber überragt Leipzig mit 465 000 Mann der kämpfenden Armeen die 444 000 von Königgrätz und ist (da bei Gravelotte nur 317 000 Mann, bei Solferino nur 312 000 Mann im Feuer standen) noch immer die an Zahl der Streiter hervorragendste Schlacht der Neuzeit. Sie ist nicht eine der blutigsten Schlachten, wenn auf das Verhältniß der Todten und Verwundeten zu der Gesammtzahl der Streitenden gesehen wird, denn sie wird in dieser Hinsicht von Belle-Alliance, Borodino, Austerlitz, Eylau, Jorndorf, Malplaquet übertroffen, aber sie kommt in ihrem Verlustprocent Magram gleich und überragt in der absoluten Höhe desselben (nach Jähns 108 000) alle anderen Schlachten.

Das Zusammenwirken der drei verbündeten Armeen wurde hauptsächlich durch die geschickte Führung der schlesischen Armee und durch die Haltung der preußischen Generale in der Nordarmee bewerkstelligt, auf dem rechtzeitigen Eintritte derselben beruhte der Sieg. Wenn Blücher nicht schon am 16. vor den Thoren Leipzigs erschienen wäre, so hätte sich aus der Schlacht bei Wachau ein zweites Dresden entwickeln können. Das System des „getrennt marschiren, vereint schlagen" ist hier zum ersten Male mit großem Erfolg zur Anwendung gebracht worden und hat sich dadurch die Herrschaft in der Strategie der Neuzeit errungen. Im 18. Jahrhundert hat man damit noch nicht zu rechnen verstanden; es gelang den Gegnern Friedrichs des Großen niemals, ihre Heere auf einem Kriegsschauplatze zu vereinigen, geschweige denn, ihnen die Richtung auf ein Schlachtfeld zu geben. Auch die ersten Coalitionen gegen das republikanische und gegen das kaiserliche Frankreich waren weit davon entfernt, ihre Streitkräfte in den Dienst einer leitenden militairischen Idee zu stellen. Napoleon hat seine guten Erfahrungen mit selbstständigen Commandanten gemacht, seine Unterbefehlshaber haben nie etwas geleistet, wenn sie selbstständig denken und handeln sollten, sie traten nur dann mit großer Sicherheit auf, wenn sie sich im Banne der Befehle ihres Herrn und Meisters wußten, der seine entscheidenden Schläge auch immer mit jenen Heeresmassen ausgetheilt hat, die er zu seiner unmittelbaren Verfügung behielt. Seine Thatkraft litt während des Herbstfeldzuges von 1813 am meisten unter dem berechtigten Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit seiner Marschälle als selbstständige Befehlshaber. Er hat es deshalb vielleicht nicht gewagt, die böhmische Armee jenseits des Erzgebirges anzugreifen, weil er sich im Rücken und in der Flanke zu wenig gedeckt fühlte, wenn er die Sicherung derselben einem Ney, Oudinot oder Macdonald anvertrauen mußte. Damit hat er den großen Vortheil seiner Centralstellung aus der Hand gegeben, die es ihm unbedingt zur Aufgabe stellte, die noch vereinzelten Gegner einzeln zu schlagen, ihre Annäherung stets zu verhindern, wenn sie gefährlich werden konnte. Friedrich der Große hat dies mit weit geringeren Mitteln zu Stande gebracht. Napoleon wurde durch den Rechtsabmarsch der schlesischen Armee überrascht und verwirrt, er hat die Gelegenheit, sie mit Uebermacht anzugreifen, nicht gefunden, er hat auch die böhmische Armee zu weit gegen Leipzig heranmarschiren lassen, wo er die Vereinigung der drei Armeen voraussehen konnte. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er sich bei Leipzig überhaupt stellte, und jedenfalls entbehrt der Tadel über die mangelhafte Einleitung des Rückzuges der Berechtigung nicht. Aster hat nachgewiesen, daß ohne Schwierigkeit eine Anzahl Brücken herzustellen gewesen wären, auf denen Poniatowsky und Lauriston den Abmarsch ohne großen Verlust vollziehen konnten. Das es nicht geschah, beweist Mangel an jener Vorsicht und ruhigen Ueberlegung, die den Feldherrn niemals verlassen dürfen.

Noch weit höher als die militairische steht die politische Bedeutung der Schlacht. Durch sie war die Unabhängigkeit Deutschlands für die Zukunft gesichert. Nach diesem Siege war an eine Fortdauer der französischen Hoheit über deutsche Staaten nicht mehr zu denken; der Rheinbund war gesprengt. Die Fürsten, die sich als Trabanten des welschen Eroberers glücklich gefühlt hatten, und, ohne Scham zu empfinden, um Gnade und Vortheile bei ihm zu betteln gewohnt gewesen waren, beeilten sich jetzt, den Verbündeten ihre Huldigungen darzubringen, die Völker aber schwelgten in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und in der Hoffnung, daß der Preis des mit ungeheuren Opfern erkauften Sieges die Wiedererrichtung eines deutschen Staates sein werde, der sie Alle zu umfassen und ihnen dauernde Sicherheit zu gewähren vermöchte. Am lebendigsten kam dies Bewußtsein bei Denjenigen zum Ausdruck, die in Waffen standen, die Mitwirkung an dem großen Ereignisse hatte ihre Seelen gestählt, ihren Muth gehoben. In den bürgerlichen Kreisen, die zu lange unter einem tyrannischen Drucke gelitten hatten, um sofort eines kräftigen Aufschwunges fähig zu sein, äußerte er sich nicht mächtig genug, um den Diplomaten Beachtung abzuzwingen. Der Wille des Volkes war nicht geweckt, er verlangte nicht gebieterisch sein Recht, die romantische Hingabe trat vor das Verlangen nach nationaler Selbstbestimmung. Selbst bei Patrioten, wie Stein und Gneisenau, herrschte vor Allem der Genuß befriedigter Rache vor. Im Novemberheft der „Minerva" findet sich ein Stimmungsbild, das, wohl unter dem Eindruck des eben Erlebten entstanden, u. A. Folgendes enthält: „Die Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Leipzig von Seiten der Franzosen wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle deutschen Gemüther. Fürsten und Völker fühlten sich neu belebt und frei; abgefallen waren die schimpflichen Fesseln, welche alles freie und gemüthliche Leben niederdrückten. Nichts hielt die feurige Jugend und den besonnenen Mann mehr zurück, den Fluch auszusprechen gegen Alles, was französisch gesinnt war und was sich in Frankreichs Ketten wohlgefiel." „Der Kampf müsse so lange geführt werden, bis die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes, sowie aller übrigen Staaten Europas errungen sei: „Wir wollen nichts von Frankreich, mag es immerhin groß und mächtig sein, nur soll es auch andere Nationen groß und mächtig sein lassen. Deutschland muß wieder Deutschland und Frankreich wieder Frankreich sein; nur kein Frankreich außer Frankreich, welches Verderben und Sclaverei allen Nationen gebracht hat." Der Verfasser dieses Aufsatzes verlangt für das befreite Deutschland ein Oberhaupt über Fürsten und Völker, dem die Macht gegeben sein soll, die Freiheit des Vaterlandes zu wahren, und er fordert eine Verfassung, welche Aller Interessen begünstigt und sich strengen Gehorsam verschafft."

Die Gewißheit, daß bei Leipzig die Unabhängigkeit des deutschen Volkes erstritten sei, führte zu der Frage nach der Grenze Deutschlands gegen Frankreich, die seit den Revolutionskriegen in fortwährender Veränderung begriffen war. Ernst Moritz Arndt, der wenige Tage nach dem Einzuge der Verbündeten in Leipzig eintraf, hat sich noch mitten in dem Jubel des Sieges und umgeben von den Opfern des Kampfes an die Beantwortung dieser Frage gemacht, indem er die Flugschrift verfaßte: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze". Das Büchlein, das Stein's vollen Beifall fand, ist ein besonders deutlicher Beweis der romantischen Weltanschauung, die von der vaterländischen Begeisterung jener herrlichen Zeit nicht getrennt werden kann. Die Stimmung, in der es geschrieben wurde, stand dem Dichter noch im Alter klar vor der Seele; er schilderte sie in folgenden Worten: „Hier in Leipzig lebte ich nun über zwei Monate in süßiger, lustiger Arbeit, ich kann wohl sagen, in Ehren und Freuden, wie die Zeit sie gab, siegesfroh unter Siegesfrohen. Auch die meisten Leipziger, unter allen greulichsten Erscheinungen des Elends, Jammers und Grauens, mitten unter den Leichenkarren, die mit vielem verderblichen Pesthauch täglich durch die Gassen ihre fürchterlichen Umfahrten hielten, theilten doch mit uns aufrichtig die Freude, daß der große Reichsfeind auf diesen Gefilden aller Mordschlachten mit seiner besten Stärke sehr zusammengeschmettert war."

*) Wir entnehmen diese Betrachtung dem jüngst erschienenen ersten Bande des lehrreichen Werkes Prof. Dr. H. v. Zwiedineck-Südenhorst's „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs". (Stuttgart, Cotta.)

Städtebilder aus Sachsen.

Döbeln.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

So wechselvoll wie die äußeren Geschicke der Stadt waren, waren auch die inneren; das Blühen und Gedeihen der einheimischen Industrie hing zum guten Theile mit von den äußeren Zeitumständen ab. Trotz mancher widriger Geschicke verstand es die thatkräftige Bürgerschaft Döbelns doch, sich zu allen Zeiten bezüglich seiner Industrie einen ehrenvollen Platz zu erringen und die einheimischen Industriezweige immer mehr auszubauen und den Zeitverhältnissen anzupassen. Zu den ältesten Industriezweigen Döbelns gehört unstreitig die Brauerei. Von ihr ging im Mittelalter bezüglich Döbelns das Sprichwort: „Wem ein Malter Feld und ein mittelmäßiges Gärtchen nebst einem brauberechtigten Hause bescheert ist, der kann mit Gottes Hilfe gemächlich leben." Der bestehende Bierzwang erstreckte sich auf eine Meile im Umkreise der Stadt, die Beschränkung des Brauens innerhalb der Bannmeile war eine sehr große, fehlendes Bier durfte nur in Döbeln gekauft werden. Hier gab es eine große Zahl Brauhäuser, die alle Privateigenthum waren. — Im Jahre 1573 kamen nicht weniger denn 173 Gebäude, jedes zu 48 Scheffeln Malz zum Aufguß. Der zum Brauen nöthige Hopfen wurde zum größten Theil in den Döbelner Hopfengärten erbaut. Da man hauptsächlich Lagerbiere brante, so befanden sich rings um die Stadt her in den Bergeshängen gute frische Lagerkeller. Von der Güte des Bieres zeugt der Umstand, daß es auch nach auswärts versandt ward und den Brauereien der benachbarten Städte Concurrenz machte. Der Rath zu Roßwein fühlte sich bewogen, in den Jahren 1575 und 1585 Verbote ergehen zu lassen, nach welchen es den Bürgern verboten war, in den umliegenden Dörfern Döbelnsches Bier zu trinken. Von welchem Umfange die Brauerei in Döbeln um 1567 gewesen sein muß, erkennt man daraus, daß der Kurfürst Vater August bei der Belagerung Gothas mit dem Plan umging, die Gräben der Stadt mit gefüllten Säcken auszufüllen. Die brauberechtigten Bürger seiner Städte forderte er auf, ihm von jedem Biere einen Sack — wahrscheinlich Hopfensack — zu liefern; Döbeln mußte 900 solcher Säcke liefern. Mit großer Sorgfalt wachten die Bürger darüber, daß innerhalb der Bannmeile kein fremdes Bier eingeführt ward. Als 1613 zu Rittmitz zwei Faß Mügelner Bier eingeführt worden waren, wurden diese weggenommen. Unterm 14. März 1654 entschied eine kurfürstliche Commission, daß Roschkowitz, Mahlitzsch, Ziegra, Ostdorf, Stockhausen, Goseltz, Rittmitz, Technitz, Rudelsdorf, Niederstriegis, Mochau und Autewitz, als Orte, die kein Bier brauen durften, sondern allein zu schänken berechtigt waren, kein anderes Bier als Döbelnsches verzapfen sollten. Die Einführung des Kaffees that der Brauneheung Abbruch, 1697 brante die Brauerschaft zu Döbeln nur noch 98 Biere zu 33½ Scheffel Schatt und 13 Faß Aufguß. Von nun ab derfiel das städtische Brauwesen mehr und mehr, da auch die Dörfer zu brauen anfingen und der Branntweingenuß mehr in Aufnahme kam. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte man den Anfang, statt der ganzen Biere halbe, drittel und viertel Biere zu brauen, ein Beweis, daß der Bedarf bedeutend nachgelassen hatte. Das Reihebrauen kam 1740 in Aufnahme, jeder Brauberechtigte verschänkte seinen Antheil, wenn er an die Reihe kam. Die hohen Getreidepreise zu Anfang des siebenjährigen Krieges brachten es mit sich, daß das Brauwesen noch mehr in Verfall kam, nur 1760 blühte es noch einmal auf; zu Ende des Krieges waren in Döbeln nur noch drei Brauhäuser im Betriebe.

In der Folgezeit verfiel leider das Braugewerbe mehr und mehr, die am 14. Mai 1796 eingeführte Brauordnung vermochte hierin keinen Wandel zum Besseren zu bewirken. Die vereinigte Brauerschaft sah sich daher veranlaßt, die Stadtbrauerei am 1. April 1817 auf sechs Jahre zu verpachten, was auch später in gleicher Weise weiter geschah. Im Jahre 1851 betrug der Pachtzins 1880 Thaler, es waren ungefähr noch 80 Gebäude gebraut. Gegenwärtig bestehen in Döbeln drei Brauereien, darunter befindet sich die Actienbrauerei „Vereinsbrauerei", die im Jahre 1880 mit einem Actiencapital von 110 000 ℳ gegründet ward.

Während des siebenjährigen Krieges blühte in Döbeln die Branntweinbrennerei. In der Stadt und Umgebung gab es viele kleine Brennereien, diese konnten zusammen den Bedarf nicht decken, es mußten noch ansehnliche Quantitäten von auswärts bezogen werden. Der Verkaufspreis stellte sich auf sechs Groschen für die Kanne.

Zu den ältesten Handwerken Döbelns gehört auch die Tuchmacherei, die besonders im Mittelalter in hoher Blüthe stand. Das Blühen dieses Erwerbszweiges ward dadurch unterstützt, daß rings um Döbeln her große Mengen guter Schafwolle gewonnen wurden. Das Vorwerk zu Greuünig verkaufte allein im Jahre 1557 24 Stein Sommerwolle und 18½ Stein Novemberwolle. Die Tuchmacher besaßen neben der Ober-Mahlmühle ihre eigene Walkmühle, von 1549—1551 bauten sie sich auch ein großes steinernes Waidhaus zum Aufschütten der Waid- und Färbeblumen, denn das Färben mit Indigo war damals noch nicht bekannt. Die erste Wollfärberei ward 1506 angelegt. Die Garnspinnerei wurde noch mit der Hand ausgeübt und hatten dadurch die Weiber und Mädchen in und um Döbeln guten Verdienst. Im Jahre 1569 hatten sich die Döbelnschen Tuchmacher gegen die von Mittweida zu wehren, da diese ihre Wolle bis nach Ebersbach herab zum Spinnen brachten. Die Roßweiner Tuchmacher aber wollten auch nicht dulden, daß die Döbelnschen die Wolle um Roßwein her spinnen ließen. Der Verkauf der Döbelnschen Tuche erfolgt auf den Messen zu Leipzig, Naumburg, Braunschweig und Frankfurt a. O. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fingen die Döbelner Tuchmacher an, holländische feinere Tuche zu fertigen, sie brachten allein auf den Leipziger Messen jährlich gegen 2000 Stück, ohne was nach Naumburg, Magdeburg, Braunschweig und Frankfurt ging und sonst in den Häusern und Büsten zum Ausschnitt gelangte. Um 1727 gab es in Döbeln mehr als 200 Tuchmachermeister, sie hatten zwei steinerne Färbehäuser mit 14 Kesseln, eine Tuchwalkmühle und ein Waidhaus. Der siebenjährige Krieg, das durch Friedrich den Großen geübte Absperrungssystem, sowie die Brühl'sche Mißwirthschaft brachten die blühende Döbelner Tuchmacherei sehr in Verfall. Nur langsam hob sich dieser Industriezweig wieder; um 1787 wurden in Döbeln 3117 Stück Tuch und Tüffel, 40 Stück Flanelle, 40 Stück rohe Kattune, 58 Stück Barchente gewebt. Im Jahre 1806 gab es noch gegen 100 selbstständige Tuchmacher, 1832 deren nur noch 25. Je mehr der Fabrikbetrieb in Aufnahme kam, desto mehr sank das Gewerbe. 1870 wurden in drei Fabriken nur noch 82 Arbeiter beschäftigt, an selbstständigen Meistern gab es noch 12 mit 30 Gehilfen. Von dem einst so blühenden Gewerbezweige besteht noch eine einzige Tuchfabrik mit 90 Arbeitern.

Bedeutungsvoll war im Mittelalter auch die Döbelnsche Hutmanufactur. Die her erzeugten Hüte waren von ausgesuchter Güte und wurden nur von französischen und niederländischen Fabrikaten übertroffen. Die aus Frankreich in Deutschland eingewanderten Hugenotten, die durch Ludwig XIV. vertrieben worden waren, bereiteten den Döbelnschen Hutmachern scharfe Concurrenz. Im Jahre 1727 bestanden in Döbeln noch 38 Hutmacherwerkstätten, von 1804—1806 wurden in Döbeln noch rund 10 000 Hüte gefertigt; auch dieses einst blühende Gewerbe ist jetzt fast gänzlich erloschen und deckt nur noch den örtlichen Bedarf.

Vor Zeiten war Döbeln einer der bedeutendsten Getreidehandelsplätze, hierzu war es in Folge seiner günstigen Lage von Natur bestimmt. Nördlich von ihm liegen die fruchtbarsten Länderstriche Sachsens, das „Sächsische Paradies" um Lommatzsch her und weiterhin ertragreiche Ebenen. Döbeln bildete hierzu den Mittelpunct und vermittelte diesen Handel nach den südlich von ihm gelegenen Städten und nach dem Erzgebirge zu. Schon frühzeitig wird in Urkunden dieses Handels

Feuilleton.

Menschenantlitz.

Von Elisabeth Schmidt.

Nachdruck verboten.

„Du bist Deinem Vater wie aus den Augen geschnitten", — so? Ich trete vor den Spiegel, halte Vaters Conterfei neben mein höchsteigenes Antlitz und finde — daß ich sogar recht wenig Aehnlichkeit mit dem Vater habe. Die Augenfarbe ist anders, Vaters Wangen sind länglich, die meinen rundlicher, der Mund, — aber halt mal, ich kann füglich nicht gut hertreten und das liebe „Ich" der Welt aufzählen. Studiren wir also die Aehnlichkeitsfrage an unparteiischen Personen, an Fremden. Ja, Aehnlichkeiten giebt es, Mutter und Tochter, Vater und Sohn, man findet sie immer leicht zusammen, auch im großen Menschenkreise. Manchmal sehen sie sich in ruhiger Verfassung gar nicht im Entferntesten gleich, aber sobald sie sprechen, gehen oder auch arbeiten, dann tritt eine gewisse Aehnlichkeit hervor. Eheleute sehen sich fast immer ähnlich. Abgesehen davon, daß Amor oft die Blonden den Blondinen zuführt und die Braunen den Brünetten, diese Aehnlichkeit thut es nicht allein, wohl aber die Annahme der Gewohnheiten des Einen von dem Anderen. Nach 10 Jahren ist das Thun und Treiben der Eheleute, das heißt der Eheleute, wie sie sein sollen, so gleich gestimmt, die Geschmacksrichtung so übereinstimmend, daß man mit Recht sagen kann, die Leute sehen sich ähnlich. Aber treten wir einmal heraus aus der engeren Familie, in die große Brüderschaft und Schwesterschaft der Erde. Alle die Brüder und alle die Schwestern haben dasselbe Gesicht, zwei Augen, ein Näschen, das Kinn und den Mund und das immer schöne (!) Wangenpaar. Gott hat die menschlichen Geschöpfe gleich geschaffen und doch, wie ungleich ist das Antlitz dem Antlitz. Wie sie da am Fenster vorbei zieht die endlose Menge, die es am herrlichen, sonnigen Sonntagsnachmittag aus dem Hause gelockt hat, die Glieder derselben sind sich so gleich, so gleich und doch so ungleich. Jedes Gesicht ist anders. Ob auch Zehntausende an unserem Auge vorüber gehen, jedes Antlitz sieht anders aus, jedes hat sein eigenes Gepräge, jedes ist ein göttliches Kunstwerk, das zu studiren wir nicht müde werden. Das Antlitz ist der Spiegel des Herzens. Im Gesicht ist Alles ausgedrückt, Haß wie Liebe, Lust wie Sorge, Gutes wie Böses. Wir schauen in ein lichtdurchzogenes Antlitz, aus dem ein Augenpaar so fröhlich lacht, und — wir fühlen uns versucht, mitzulachen. Blicken wir aber in ein gramdurchfurchtes Antlitz, in dem unter gefalteter Stirn gleich erlöschenden Sternen die Augen rothrandig hervorschauen, so muthet es uns so eisig, so beengend an, gewiß — sehen wir dies Gesicht später wieder vor uns auftauchen, wir trachten danach, um dasselbe herum den Weg zu finden. Alles was der Mensch denkt und thut, spiegelt sein Gesicht wieder; es heißt ganz richtig, „jedes Menschen Gesichtt trägt seine Geschichte. Stellen wir aber 100 Menschen mit intelligentem Gesichtsausdruck vor uns hin, oder ebensoviele mit rohem Gepräge, wir werden immer gewr denselben Ausdruck in allen Gesichtern entdecken, aber doch — jedes Gesicht ist anders. Doppelgängerei ist ja nicht ausgeschlossen, doch sie ist nur die Ausnahme von der Regel. Wenden wir uns nun gar der Weltfamilie zu, so ist es nicht allein mehr der Gesichtsausdruck, der die Menschen zeichnet, nicht mehr das Näschen nur, das bald griechisch-römisch erscheint und dem Antlitz ein stolzes Ansehen verleiht, bald keck aufgestülpt gen Himmel zeigt, als wollte es sagen: „Du, Frager, hör auf, der Hirnkasten über mir ist leer, aber da oben frag an, am Himmel, von dort kommt alle Weisheit der Welt", sondern der ganze Gesichtsschnitt. In dem breiteren Rahmen der Völker kennzeichnet oft schon das Gesicht allein den Stamm, dem der Besitzer eben dieses Gesichtes angehört. Wenn die schiefen Aeuglein vor uns erscheinen in den fahlen Gesichtern, wer gedächte nicht schnell der Mongolen? Ist der Japaner nicht am Antlitz sofort als solcher erkennbar? Und das affenähnliche Gesicht des Papua, mag es uns begegnen wo es will und über der modernsten europäischen Kleidung thronen, nie halten wir es für ein europäisches Antlitz. Den Neger kennzeichnet ja seine Hautfarbe, aber mehr noch sein dickes Lippenpaar, sein krauser Kopf, sein gewisses Gesicht. Wir finden den Franzosen, den Engländer, den Italiener eben so sicher heraus, wie den Russen, auch wenn Alle nach unserer heimathlichen Sitte gekleidet sind. Das Gesicht verräth die Nationalität sicher. Es ist und bleibt das größte Kunstwerk der Schöpfung, das Menschenantlitz. Hand und Fuß mögen geradezu classische Formen haben, sie bleiben Formen, unveränderlich auch bei unserer größten Gemüthsbewegung. Aber das Antlitz redet, nicht das Auge allein, das ganze Gesicht vermag lebendig zu werden. Der aufmerksame Beobachter kann vom Menschenantlitz die Gedanken ablesen; ehe der Mund spricht, kann er schon wissen, ob er hoffen darf auf sein Gegenüber, oder ob ihm ein Versagen seines Wunsches bestimmt ist. Beobachten wir z. B. einen Briefleser, der doch mit niedergeschlagenen Augen vor uns sitzt, aus seinem Gesicht können wir auf den guten oder schlechten Inhalt des Briefes schließen. Man sollte eigentlich stets bedacht sein, sein Gesicht in der Gewalt zu behalten, da es so leicht zum Verräther an uns wird. Ein rühmliches Beispiel hatte ich in dieser Beziehung an unserem alten Arzte. Trat er an das Bett unseres Lieblings, so sah ich immer aufmerksam in sein Gesicht, aber keine Muskel zuckte darin, bevor er gründlich den Zustand des Patienten geprüft hatte und bestimmt sagen konnte, ob der Kleine jenseits von Gut oder Böse war. Anders jener neugebackene Herr Doctor, der mit wichtigster Miene an das Schmerzenslager trat und oft durch sein Mienenspiel die Herzen erbeben machte, der es mit einem Gesichtsausdruck fertig brachte, daß man glaubte, ein Dolch habe das Herz durchbohrt. Wir sollen unser Gesicht nicht nur in der Gewalt haben, das heißt, ein starres Gesicht ist schrecklich, es ist dann wie ein Warmorantlitz, leblos, aber bei bestimmten Absichten in der Gewalt haben, das ist gemeint. Auch pflegen soll man sein Antlitz, darauf bedacht sein, daß dieser Herzensspiegel leuchtend bleibe und nicht abschreckt vor dem Himeinschauen. Wir sollen dies Kunstwerk hüten und hegen, es ist das einzige Kunstwerk, welches alle Menschen besitzen, Alle, Alle, im Palast wie in der Hütte, wir haben es Alle gleich. Aber doch ist jedes Antlitz anders, und das ist gerade das Herrlichste der Schöpfung. Würden die Gesichter alle gleich sein, wo bliebe die Liebe? Jetzt heißt es: „Man kann die ganze Welt nicht gleich mit Lieb umfassen", man würde es müssen, wären die Menschengesichter sich gleich wie ein Ei dem anderen. Und woran würden dann die Menschen erkenntlich sein, wenn nicht am Gesicht? Gott-Vater hat das Alles weise eingerichtet und uns ausgestattet mit einer Aufnahmegabe, die erstaunlich ist.

Wir können im Leben die Bekanntschaft von Tausenden machen, wir behalten jedes Gesicht im Gedächtniß, und kennen an demselben Freund und Feind wieder. Oft begegnet man nach 10 oder mehr Jahren Jemanden und erkennt ihn sofort wieder, auch wenn man nie von ihm hörte oder seiner gedachte. Und bei diesem Wiedererkennen wissen wir auch sofort, ob es dem Anderen inzwischen gut oder schlecht erging, denn

In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte.